

# Ein Götterliebhaber behauptet sich

Stéphane Hessel wurde durch seine Kampfschrift „Empört Euch“ mit über 90 Jahren zum Bestsellerautor. Er ist ein in der Wolle gefärbter Franzose, der sich doch zu seinen Berliner Wurzeln gern bekennt • *Tilman Krause*

Stéphane Hessel hat derzeit gute Tage. Noch immer verkauft sich seine kleine Kampfschrift „Empört Euch“ wie geschnittenes Brot. Ihr Siegeszug macht auch vor Deutschland, wo Hessel 1917 in Berlin geboren wurde, nicht halt. Heute ist der zierliche Franzose in der deutschen Hauptstadt zu Besuch. Von Erschöpfung durch die Reise keine Spur. Ein nordafrikanischer Staat nach dem anderen scheint gerade Hessels Aufforderungen beim Wort zu nehmen, und die Frage liegt nahe, ob das dem agilen Greis nicht ein Gefühl der Genugtuung verschaffe. „Ich fühle mich im Gegenteil ein wenig in Gefahr. Die Leute werden noch sagen: alles meine Schuld.“ Der Schalk blitzt ihm aus den Augen, er meint's natürlich ironisch, setzt noch eins drauf: „Demnächst werde ich mir wohl auch anhören müssen, dass der überraschende Ausgang der Wahl in Baden-Württemberg auf mein Konto geht.“ Hessel schaut verschmitzt, ja geradezu kokett und streckt die nicht im Mindesten zittrige Hand nach der Kaffeetasse aus. Jawohl, kein Zweifel, dieser Mann hat gute Tage. Aber hatte er eigentlich jemals andere?

Es gibt ja diesen Typus, der im Alter immer heiterer, ausgeglichener wird – eine Belohnung für langes Leben im Einklang mit sich selbst. Jedoch bei Stéphane Hessel ist da mehr. Was sich sofort dem Gegenüber mitteilt, ist der ganz ungemünzte Gewinnende dessen, der ganz einfach immer Glück gehabt hat. Hessel weiß das auch. Er hat es dankbar zu Papier gebracht in seinem Erinnerungsbuch, das nicht von ungefähr „Tanz mit dem Jahrhundert“ überschrieben ist. Dort heißt es: „Wenn ich Zwiesprache mit mir selber halte, meldet sich das Glück lautstark zu Wort. Ich sehe darin ei-

ne Gunst, deren Spuren ich in jedem einzelnen Abschnitt meiner Existenz von früherer Kindheit an bis zum heutigen Tage erkenne.“ Und da Hessel ein belesener Mann ist, der seine Klassiker, die französischen wie die deutschen, zitierfähig parat hat, fällt ihm nun auch gleich Goethe ein: „Alles geben die Götter, die unendlichen, / Ihren Lieblichen ganz, / Alle Freuden, die unendlichen, / Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“ Doch, auch Schmerzen.

Denn wie soll man es anders nennen, wenn ein Kind schon früh, mit sieben Jahren, um genau zu sein, die Heimat verliert, hin- und hergerissen zwischen dem einstweilen noch in Deutschland verbleibenden Vater und der Mutter, die ihn mit sich nach Paris nimmt, wo sie sich in die Arme von Henri-Pierre Roché stürzt, der darüber später jenen Roman schreibt, der in der Verfilmung von Truffaut Weltruhm erlangt, als „Jules et Jim“? Wovon, wenn nicht von Schmerzen, ist zu sprechen, wenn der 1937 naturalisierte Franzose Stéphane Hessel bei einer Spionagemission in die Fänge der Gestapo gerät und unter der Folter fast sein Leben lässt? Welches Wort, wenn nicht Schmerz, wäre angemessen, für einen Mann, der als Häftling die KZs Buchenwald, Rottleberode, Dora erleiden muss und nur deshalb durchkommt, weil ein Tuberkulosekranker stirbt, dessen Identität er sich dann überstülpen kann? Wenn man von diesen abenteuerlichen Stationen in Hessels Vita liest, denkt man, sie müssten einen gramgebeugten Menschen aus ihm gemacht haben. Doch dem ist, wie gesagt, nicht so. Wie kommt das?

„Nun, zunächst einmal müssen Sie bedenken, dass ein Siebenjähriger, der in ein anderes Land,



Stéphane Hessel, 1917 in Berlin geboren, lebt seit 1924 in Paris

in eine neue Kultur verpflanzt wird, die allerbesten Voraussetzungen hat, sich dieselben zu erobern. Franzose zu werden, war für mich ein unglaublich lustbetontes Spiel. Ich wollte, übrigens ganz anders als mein drei Jahre älterer Bruder Ulrich, nie nach Deutschland zurück.“ Auch seinen Vater habe er, wenn er ehrlich sei, nicht sehr vermisst. Der sei ja ein sehr introvertierter Mann gewesen. Mit der Mutter war es lustiger! Ihre leichtlebige Art sei seinem Temperament bedeutend mehr entgegengekommen. Intellektuell-künstlerisch ging es ja auch zu bei Helen Hessel, geb. Grund. Sie arbeitete von Paris aus als Mode-Journalistin für die „Frankfurter Zeitung“. Marcel Duchamp und Man Ray, Le Corbusier, Brancusi und Picasso zählten zu ihren Freunden. Da war einfach immer was los!

„Und auch ich entwickelte mich zum ‚Weltkind in der Mitte‘. Spätestens mit meinem Eintritt in die berühmte Ecole Alsacienne, die ja schon André Gide besucht hat, war ich integriert. Schnell gewann ich französische und andere Freunde fürs Leben, zum Beispiel Jean Wiazemski, der später die Tochter von François Mauriac geheiratet hat. Seine Tochter Anne hat ja kürzlich einen entzückenden Roman über die beiden geschrieben.“

Bezeichnenderweise scheinen auch die Totalitarismen der Epoche nie eine Versuchung für den Götterliebhaber Stéphane Hessel gewesen zu sein. „Ja, das ist ganz wichtig. Das gilt übrigens schon für meine Eltern. Sie sahen sich als Linke, ihr Zugang zum Leben war experimentell.

Aber das unfrohe Klima der Ideologen stieß sie ab, was sich dann auch auf mich übertrug. Ich höre noch meinen Vater auf seinen Freund Walter Benjamin einreden. Die beiden übertrugen ja zusammen die ersten Bände von Prousts ‚Recherche‘; das heißt, mein Vater übersetzte, und Benjamin recherchierte kulturgeschichtliche Details. Was für eine unglückliche Seele! Mein Vater hat versucht, ihn aus seiner Melancholie zu erlösen – vergeblich, wie man weiß.“

Hessel junior hingegen fühlte sich von England angezogen, von dessen parlamentarischen System. Er ging bereits 1933 vorübergehend nach London, kannte die Stadt also schon, als er 1940 zu de Gaulle stieß. Nach 1945 beginnt dann sofort seine diplomatische Karriere, zunächst bei der UNO, bis er als „Ambassadeur de France“ (Botschafter Frankreichs) seine Karriere beschließt. Entwicklungshilfe für Afrika wird das ganz große Thema seiner politisch-diplomatischen Bemühungen; die Kunst des Kompromisses nach angelsächsischem Vorbild zu seiner Handlungsmaxime.

Nun im hohen, allerhöchsten Alter eine neue Karrierestufe: Wie erlebt man das, wenn es einem mit 93 Jahren widerfährt? „Sie werden vielleicht ein wenig skeptisch lächeln, aber ich muss sagen, dass es mich vor allem amüsiert. Ich nehme dies mit großer Gelassenheit als ein Geschenk, ein weiteres, spätes, vielleicht letztes, das die Götter mir noch geben. Und dann bringt mich diese Erfahrung auch auf einmal meinem Vater nahe. Er war mir lange fremd. Ich habe seine Bücher spät gelesen. Das Deutsch-Verträumte darin war nicht meine Welt. Nur seine Verarbeitung der Jules-et-Jim-Geschichte, die ‚Pariser Romanze‘, nehme ich da aus. Aber auch Franz, der ja nun wahrlich nicht um des Erfolges willen

schrieb, lancierte doch mit seinem Buch ‚Spazieren in Berlin‘ von 1929 ein Kultbuch der Epoche. Nicht zuletzt durch die publizistische Unterstützung Walter Benjamins wurde ‚Spazieren in Berlin‘ so etwas wie ein Manifest. Nicht der Empörung, wie bei mir, nein ganz im Gegenteil. Dies war ein Manifest des Flanierens, der absichtlosen Urbanität. Man konnte es, gerade vor dem Hintergrund von 1930, auch als einen Beitrag zur Zivilgesellschaft lesen. Die stand ja damals in Deutschland noch auf sehr wackligen Füßen, um schon sehr bald ganz kaputtzugehen.“

Wer sich in Franz Hessels wunderbares Buch versenkt, wird diese Stadt Berlin wohl nie mehr ohne Traurigkeit betrachten können, denn, ach, so unendlich vieles ist zerstört und untergegangen, was einst den Reiz der Preußen-Metropole ausmachte. Kann man als 93-Jähriger eigentlich überhaupt noch irgendetwas von seinem Kindheits-Berlin heute wiederfinden?

„Nun ja, da wo wir damals gewohnt haben, in Schöneberg, am Lützowplatz, da gähnt einen heute die urbane Leere an. Der Alte Westen, wie man das damals nannte, dieses Viertel, in dem das frühe 19. Jahrhundert so viele Spuren hinterlassen hatte, das alles ist nicht mehr. Am ehesten noch streift den Spaziergänger im Tiergarten ein Hauch des alten, unzerstörten Berlin. Und wenn ich dort flaniere, dann fallen mir unweigerlich die schönen Worte meines Vaters wieder ein. Sie stammen allerdings nicht aus ‚Spazieren in Berlin‘. Sie stammen aus seinem viel zu wenig bekannten, überaus reizvollen kleinen Roman ‚Heimliches Berlin‘. Dort schreibt mein Vater sinngemäß, Berlin werde dort ganz es selbst, wo es dem empfänglichen Betrachter das Gefühl einflößt, er befinde sich hier in einem Dorf an jener großen Straße, die von Rom nach Moskau führt. Berlin war ja immer eher so etwas wie ein Traum von einer Sache, etwas Imaginäres, ein städtisches Experiment, in die Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gesetzt.“

Wir schweigen eine Weile. Die Worte hallen nach. Wir blicken auch für einen Moment durchs Fenster. Wir schauen auf die Gärten der Charité, die sich da unten so chaotisch und lieblos unbearbeitet ausbreiten, wie das für diese Stadt typisch ist. Und plötzlich kommt mir Karl Schefflers Diktum von Berlin, der Stadt, die immer wird, nie ist, in den Sinn. „Ja“, bestätigt mich da schmunzelnd der Franzose mit den Berliner Wurzeln neben mir, „so hat's auch Franz empfunden. So wird's wohl auch die nächsten 100 Jahre über bleiben.“



Franz Hessel:  
**Spazieren in Berlin.**  
Neu hg. v.  
Moritz Reininghaus.  
Verlag für  
Berlin-Brandenburg.  
240 S., 19,90 €.